

Der Lyriker Georg Trakl

Autor(en): **Gebser, J. / Barth, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **12 (1944)**

Heft 11

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-569640>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Lyriker Georg Trakl

Um auch dem mit der modernen Lyrik nicht vertrauten Leser die neuen sprachlichen Formen in den Gedichten Trakls etwas näher zu bringen, setzen wir Teile aus Würdigungen namhafter Sprachkritiker hierher.

In den „Dichtungen“ Georg Trakls findet sich ein Gedicht in Prosa, „Offenbarung und Untergang“, welches folgenden Satz enthält:

„Die Schatten der Ulmen fielen auf mich, das blaue Lachen des Quells und die schwarze Kühle der Nacht.“

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ich sage, daß mit einer Anwendung des Adjektivs, wie sie hier vorliegt, etwas gänzlich Neues in Erscheinung tritt. Dieses grundlegend Neue besteht darin, daß hier das Adjektiv seinen determinierenden, fixierenden und perspektivischen Wert verliert und nicht mehr als ein hinzugefügtes Wort Verwendung findet, sondern zu einem verbindenden Worte wird, weil es sich nicht mehr einseitig auf das Substantiv bezieht, dem es rein grammatisch beigeordnet ist, sondern noch auf ein zweites, dem es zumindest sinngemäß entspricht. Aus dem Beiwort ist ein Beziehungswort geworden: sein grammatischer Wert hat sich verändert, und verändert hat sich die Struktur des Satzes; eine neue Linie, eine neue Möglichkeit hat sich in sein Gewebe eingewoben, ist sichtbar geworden, und erhält Ausdruck, wofür zuvor kein Bedürfnis bestand.

Mit diesen Andeutungen ist nur der erste Eindruck gekennzeichnet, der sich hier gespiegelt findet. Bei näherem Hinschaun wird sich zeigen, daß dieser Spiegel Lichter, Beleuchtungen, Aufhellungen zu sehen gestattet, wie nur irgend ein lebendiger Spiegel es ermöglicht, der mehr ist als totes Glas, weil auch das Licht des Auges eine Rolle spielt.

Bei diesem ersten einfachen Hinsehen könnte dieser Satz Trakls als eine einmalige Erscheinung gewertet werden, bestenfalls als eine dichterische Freiheit, schlimmstenfalls als eine erweiterte Metapher. Daß es sich aber weder um eine dichterische Laune noch um eine rhetorische Wendung handelt, beweist die Tatsache, daß sich, von einem genau bestimmbaren Zeitpunkt an, ein entsprechender Gebrauch des Adjektivs nicht nur bei Trakl nachweisen läßt, sondern auch bei anderen Dichtern, und zudem nicht nur in der deutschen, sondern auch in anderen europäischen Literaturen.

J. Gebser in „Der grammatische Spiegel“, 1944.
Verlag Oprecht Zürich / New York.

Es ist von tiefster Bedeutung, daß der Anfang Trakls, seine erste dichterische Periode, Verwandtschaften mit der letzten dichterischen Periode Hölderlins, den Reimgedichten der Umnachtungszeit aufweist. Was den hauptsächlichsten und gefährlichsten Zauber später Dichtung ausmacht: ihre Nähe zum Wahnsinn, ihr Element heiliger Verstörung, jene Stellen voll Ahnung und Ungewißheit, wo die Grenze der großen Inspiration schwankend wird, — die Dichtung

Trakls ist ganz davon durchtränkt, und sie läßt gerade durch die Verwandtschaft ihrer ersten Epoche mit dem letzten Hölderlin eine genauere Bestimmung ihrer Lage zu. — — —

Wenn wir bei Trakl sehen, daß nur die Gedichte der ersten Periode den Reim aufweisen, und zwar überwiegend eben den einfachen, um nicht zu sagen den einfältigen Reim, während später die reimlose Strophe sich durchsetzt und ein kaum noch der Strophenteilung bedürftiger freier Rhythmus, ja sogar das Prosagedicht, und wenn wir den gleichen Vorgang erlöschender Reimlust dann bei dem Gesamtwerk Hölderlins betrachten, auch uns erinnern, daß in der Spätzeit etwa Georges und Rilkes ebenfalls Neigung und bewußter Wille zur Reimlosigkeit herrschen, dann fragen wir uns natürlich, was sich hierin ausspreche und was denn wohl die Wiederkehr des Reimes in Hölderlins Umnachtungszeit zu besagen habe...

Die gesamte Dichtungsweise Trakls zeigt aufs deutlichste ein charakteristisches Formelement geschwächten Willens oder wehrloser Hingabe, ein Sichverströmen der Seele, des Geistes in losen Bilderfolgen und Aneinanderreihungen. „Der blaue Fluß rinnt schön hinunter“, das ist, in einer anderen Aussagesphäre als der gegenständlichen und direkten, auch von den Gedichten Trakls selber gesagt (und mehr noch von den strophischen reimlosen als den gereimten, die immerhin noch Vers um Vers den Schritt und das Sichumsehen des Reimes als Halt und Widerstand setzen, während die Strömung des reimlosen Gedichtes — die Kristallbildungen der letzten Epoche ausgenommen — Strophe um Strophe wie Welle um Welle unendlich dahingeht). Die Strömung des Lebens hinunter, todzu, in abendlich-herbstlicher schwer-mütiger Schönheit geht der blaue Fluß der Traklschen Verse....

Emil Barth in dem Gedächtnisband „Georg Trakl“
Werkstatt für Buchdruck und Verlag, Mainz, 1937

Der Knabe Elis

Eine Georg Trakl-Novelle
von Herbert Fritsche *)

I.

Ende März 1914. In einer kleinen Friedenauer Kneipe sitzen die Dichter Paul Zech und Georg Trakl bei einem Glase Slibowitz. Zech, aufgeräumt und kraftvoll, kippt den polnischen Pflaumenschnaps hinter, schüttelt sich und sieht Trakl in das gelbe, zuckende Gesicht. Trakl dämmert vor sich hin. Plötzlich greift er mit schnappender Handbewegung nach seinem Glase, stürzt es hinunter, ruft heiser nach dem Ober und bestellt ein zweites, ein drittes. Dann zu Zech: „Es wird bald gewittern, und zwar ein für alle Male! Wie meinen Sie?“ Zech trommelt mit den Fingern auf der Tischkante. „Ganz recht. Es donnert schon. Wenn's dies-